

Quellen



Zum Inhalt:

Die historische Forschung zu Männern und Männlichkeiten ist kaum noch zu überblicken. Jürgen Martschukat und Olaf Stieglitz zeigen in dieser konzisen Einführung, wie die Männergeschichte aus der internationalen Geschlechtergeschichte entstand; sie stellen die Leitfragen und die relevante Forschungsliteratur der Männergeschichte vor. Dabei setzen sie drei inhaltliche Schwerpunkte, die für männliche Subjektbildungen und Lebenswelten in der Neuzeit zentral sind: Vaterschaft zwischen Familie und Arbeit, Formen männlicher Geselligkeit und die Geschichte männlicher Sexualitäten.

Zu den Autoren:

Jürgen Martschukat ist Professor für Nordamerikanische Geschichte an der Universität Erfurt.

Olaf Stieglitz, Dr. phil., ist Privatdozent am Historischen Institut/Abteilung für Nordamerikanische Geschichte der Universität zu Köln.

Quellen zu:

Martschukat, Jürgen; Stieglitz, Olaf
Geschichte der Männlichkeiten
Band 5

Herausgegeben von Frank Bösch,
Angelika Epple, Barbara Potthast,
Susanne Rau, Hedwig Röcklein,
Gerd Schwerhoff und Beate Wagner-
Hasel

2., aktualisierte Auflage 2018

2018, 205 Seiten
EUR 18,95 / 19,50 (A) / SFR 24,30
ISBN 978-3-593-50947-1

campus

Inhalt

Die folgenden Quellenauszüge illustrieren das Spektrum möglicher Männer- und Männlichkeitsgeschichten am konkreten historischen Material. Sie erstrecken sich vom 18. bis zum 20. Jahrhundert und werfen Schlaglichter auf wesentliche Themenfelder wie Sexualität, Familie, Staat, Nation, Sozialität, Krieg, Arbeit, Liebe, Identitäts- und Subjektbildung und andere mehr. Gleichermaßen haben wir unterschiedliche Quellengattungen zusammengetragen, um auch diesbezüglich die Vielfalt der Forschungsmöglichkeiten zu signalisieren: Wissenschaftstexte, Historiografie, soziologische Studien, Regierungsberichte, politische Publizistik, Briefe, Autobiografien und andere Selbstzeugnisse sowie Fotografien. Überdies ist jedem Quellentext eine kurze Einleitung vorangestellt, die neben einer inhaltlichen Kontextualisierung auch Hinweise auf weiterführende Literatur gibt. Die genannten Forschungsarbeiten von Historikerinnen und Historikern können zeigen, wie die spezifischen Quellentexte in breitere Analysen eingebunden werden können.

Quelle Nr. 1: Onanie im 18. und 19. Jahrhundert: Samuel A. Tissot (1776), *Von der Onanie, oder Abhandlung über die Krankheiten, die von der Selbstbefleckung herrühren*, Eisenach (nach der vierten Auflage übersetzt)

Quelle Nr. 2: Onanie im 18. und 19. Jahrhundert: »Brief vom 18. November 1833 von Kantor Schuster aus Lagow in der Neumark bei Posen an den homöopathischen Arzt Samuel Hahnemann«, aus dem Institut für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung, Stuttgart, Bestand Patientenbriefe, Nr. 31076, 1 f.

Quelle Nr. 3: Väter und Vaterschaft um 1800: »Selbstauskunft Johann Georg Rüsaus über seinen Werdegang, 4. Okt. 1803«, aus dem Staatsarchiv Hamburg, 111-1, Senat, Cl. VII Lit. M e Nr. 8 Vol. 13: Untersuchung gegen Johann Georg Rüsau, enthält auch Messer, 1803–1804

Quelle Nr. 4: Männlichkeit und Arbeit im 19. Jahrhundert: Frederick Douglass (1969), *My Bondage and My Freedom*, New York (1855)

Quelle Nr. 5: Das Geschlecht des Staates und der Geschichte im 19. Jahrhundert: Heinrich von Treitschke (1918), *Politik. Vorlesungen gehalten an der Universität zu Berlin*, Bd. 1 (1897), Leipzig

Quelle Nr. 6: Männlichkeit und Soldatentum im Ersten Weltkrieg: »Brief des Unteroffiziers der Artillerie Leo Leßmann, Hamburg, vom 16. September 1914«, abgedruckt in: Eugen Tannenbaum (Hg.) (1915), *Kriegsbriefe deutscher und österreichischer Juden*, Berlin

Quelle Nr. 7: Der Männerbund, 1919: Hans Blüher (1919), *Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft. Eine Theorie der menschlichen Staatenbildung nach Wesen und Art. Bd. 2: Familie und Männerbund*, Jena

Quelle Nr. 8: Arbeitslose Männer und ihre familiäre Position, 1940: Mirra Komarovsky (1973), *The Unemployed Man and His Family (1940)*, New York

Quelle Nr. 9: Homosexualität im Kalten Krieg, 1950: U.S. Senate (1950), Employment of Homosexuals and Other Sex Perverts in Government, Senate Document No. 241, 81st Cong., 2nd Sess. Washington, D.C.

Quelle Nr. 10: »Geschlecht/Sex/Sexe: M«? Geschlechtsumwandlung in den 1950er Jahren: Foto von Christine Jorgensen, 5. April 1953, Library of Congress, Washington, D.C.: New York World-Telegram & Sun Collection – BIOG: Jorgensen, Christine

Quelle Nr. 11: Afroamerikanische Männlichkeit in der radikalisierten Bürgerrechtsbewegung, 1968: Eldridge Cleaver (1999), *Soul on Ice* (1968), New York

Quelle 1: Onanie im 18. und 19. Jahrhundert

Zu S. 151 im Buch

Im Verlauf des 18. Jahrhunderts wurde die Onanie als ein Problem beschrieben, das nicht auf das Individuum beschränkt blieb, sondern in die Gesellschaft hinein wirkte. Der Samen galt als bedeutendster Träger der Lebenskraft, und es hieß, dessen »Vergeudung« bringe immense körperliche Leiden und gesundheitliche Beschwerden mit sich. Kraftverlust und Kontrolldefizite trafen die Funktionsfähigkeit des bürgerlichen Mannes in seinem Kern – und zwar familiär, ökonomisch und politisch. Damit gefährdete die Onanie auch die Existenz und Fortentwicklung von Familie und Gesellschaft. In einer bürgerlichen Kultur, die Mäßigung und Selbstkontrolle zu ihren Leitwerten erhob, repräsentierte der Onanist Kontrollverlust und Exzess, der dort begann, wo Sex nicht auf Reproduktion, sondern auf Lustgewinn ausgerichtet war. Zahlreiche medizinische Lehrbücher predigten seit dem 18. Jahrhundert diese vielfältigen Gefahren der Onanie. Sehr weit verbreitet war der Text Samuel A. Tissots, der 1758 erstmals auf Latein erschien, dann in verschiedenen Sprachen über siebzig Auflagen erfuhr und bis zu seiner Überarbeitung in der Mitte des 19. Jahrhunderts mehr als 100.000 Mal unverändert gedruckt wurde. Die letzte französische Edition erschien im Jahr 1905. Wir geben im Folgenden die Einleitung der deutschsprachigen Ausgabe von 1776 wieder.

Literatur

Michael Stolberg (2000), »Self-Pollution, Moral Reform, and the Veneral Trade. Notes on the Sources and Historical Context of Onania (1716)«, in: *Journal of the History of Sexuality* 9, S. 37–61;
Thomas W. Laqueur (2003), *Solitary Sex. A Cultural History of Masturbation*, Cambridge, MA.

Samuel A. Tissot (1776), *Von der Onanie, oder Abhandlung über die Krankheiten, die von der Selbstbefleckung herrühren*, Eisenach (nach der vierten Auflage übersetzt), S. 1–6:

Versuch über die Krankheiten, die von der Selbstbefleckung herrühren.

Einleitung

[...] Der Bau unserer Maschine [...] bringt es so mit sich, daß [...] eine gewisse Menge solcher Säfte, die bereits ausgearbeitet, und, so zu sagen, naturalisiert sind, vorrätig bleiben muß. Wo dieses nicht geschieht, da bleibt die Verdauung und Kochung der Nahrungsmittel unvollkommen, und zwar um desto mehr, je ausgearbeiteter die ermangelnde Feuchtigkeit, und je edler sie in ihrer Art ist.

Zapfet einer gesunden starken Amme innerhalb vier und zwanzig Stunden etliche Pfund Blut ab, so wird sie sterben. Indessen wird eben diese Amme, ohne merkliche Beschwerde, ihrem Kinde täglich einige Pfund von ihrer Milch abgeben können, weil unter allen Säften die Milch am wenigsten ausgearbeitet ist; sie ist beynahe noch als ein fremder Saft anzusehen, da hingegen das Blut ein wesentlicher Saft ist. Wir sind noch mit einem anderen Saft, nämlich der Saamenfeuchtigkeit, versehen, die einen so starken Einfluß auf die Kräfte des Körpers, und auf die Vollkommenheit der zum Ersatz jener Kräfte erforderlichen Verdauung hat, daß die Aerzte aller Zeiten einmüthig dafür gehalten haben, der Verlust einer Unze Saamens schwäche den Körper mehr, als der Verlust von vierzig Unzen Bluts. Um sich einen Begriff zu machen, wieviel an dieser Feuchtigkeit gelegen

seyn müsse, darf man nur auf die Wirkungen Acht geben, die sich zu äußern pflegen, wenn sich dieselbe zum erstenmal bey uns zu erzeugen anfängt; die Stimme, die Physionomie [sic!], selbst die Gesichtszüge verändern sich; der Bart sticht hervor; oft bekommt der ganze Körper ein anderes Ansehen, weil die Muskeln eine Dicke und Festigkeit erlangen, wodurch sich der Körper eines Erwachsenen, und der Körper eines noch unmannbaren jungen Menschen, sichtbar voneinander unterscheiden. Alle diese Entwicklungen verhindert man durch die Abnehmung des Gliedes, das zur Absonderung derjenigen Feuchtigkeit dient, welche dieselben hervorbringt; und wahrhafte Beobachtungen beweisen, daß auf die Ausschneidung der Hoden das Ausfallen des Barts und eine weibische Stimme erfolgt ist. Kann man nach diesem noch zweifeln, daß der Saame einen starken Einfluß auf den Körper habe? und [sic!] sollte man nicht schon hieraus abnehmen können, wie viele schädliche Folgen die Verschwendung eines so kostbaren Safts haben müsse? Seine Bestimmung setzt das einzige rechtmäßige Mittel fest, sich seiner zu entledigen. Krankheiten können zuweilen sein Ausfließen verursachen. Er kann uns auch, gegen unseren Willen, in wollüstigen Träumen entgehen. [...]

Wenn die gefährlichen Folgen des allzu häufigen Verlustes diese Saftes bloß von seiner Menge abhingen, oder wenn sie, bey gleicher Menge desselben, einerley wären, so würde, wenn wir die Sache physisch betrachten, wenig daran gelegen seyn, ob die Ausleerung auf diese, oder auf eine andere von den hier angezeigten Arten geschähe. Allein, hier kommt die Figur und Stellung, in der der Saame verschüttet wird, eben so sehr in Betrachtung, als die Menge des Vorraths, der dabey verlohren geht. [...] Eine allzubeträchtliche Menge Saamens, die auf natürliche Art verlohren geht, zieht sehr verdriesliche Uebel nach sich; aber diese Uebel sind noch weit ärger, wenn eben dieselbe Menge durch widernatürliche Mittel ausgeleeret wird. Diese Zufälle, welche diejenigen erfahren, die sich in einer natürlichen Beywohnung erschöpfen, sind schrecklich; aber die Zufälle, die auf die Selbstbefleckung folgen, sind weit schrecklicher. Diese letztern sind der eigentliche Gegenstand meines Werks.

Quelle 2: Onanie im 18. und 19. Jahrhundert

Zu S. 151 im Buch

Der Brief eines Patienten an seinen Arzt aus dem Jahr 1833 kann zeigen, wie sehr die männliche Subjektbildung innerhalb einer Wahrnehmungswelt stattfand, die von der Angst vor der Onanie und ihren Folgen und somit auch von medizinischen Abhandlungen wie der Samuel Tissots geprägt war.

Literatur

Martin Dinges (2002), »Männlichkeitskonstruktion im medizinischen Diskurs um 1830. Der Körper eines Patienten von Samuel Hahnemann«, in: Jürgen Martschukat (Hg.), *Geschichte schreiben mit Foucault*, Frankfurt/M., S. 99–125.

»Brief vom 18. November 1833 von Kantor Schuster aus Lagow in der Neumark bei Posen an den homöopathischen Arzt Samuel Hahnemann«, aus dem Institut für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung, Stuttgart, Bestand Patientenbriefe, Nr. 31076, 1 f., hier nach Dinges 2002 (siehe oben), S. 106f.:

Wohlgeborener Herr, Höchstverehrtester Herr Doctor, Sie werden verzeihen, wenn ein Unglücklicher sich an Sie wendet, um Ihre Güte in Anspruch zu nehmen und dadurch sich aus einer traurigen Lage zu retten. Ich bin den 14ten Juni 1803 von gesunden Eltern geboren und hatte das Unglück, in einem Alter von 8 Jahren das Laster der Onanie kennen zu lernen. Ganz unbekannt mit den höchst traurigen Folgen desselben für mich übte ich es bis in mein 18tes Lebensjahr aus. Erst im Jahre 1820 kam mir Beckers Buch »über Onanie u.s.w.« in die Hände und wurde dadurch zuerst über mein Unglück belehrt, nachdem ich dis Laster 10 Jahre lang geübt hatte. Ich laß, erschrak und nahm meine Maßregeln danach: nur die kräftigen Bäder, welche darin empfohlen wurden, wendete ich nicht an: weil ich als Gehilfe meines Vaters nicht mehrere hunder [sic!] Thaler dafür verwenden konnte: trug aber dagegen Flanellhemden, welche dasselbe bewirken sollen und welche mir auch wirklich den heftigen, mehrere Tage anhaltenden und wenigstens alle vier Wochen wiederkehrenden fließenden Schnupfen so weit hoben, daß ich ihn jährlich, wenn nicht eine Erkältung von Bedeutung vorkam, nur 1 bis 3 mal auszustehen habe. Diät lebte ich so ziemlich, brauchte auch dabei Mooschokolade und Stahlexier; aber bei alledem und einer nährenden Diät verspürte ich sonst keine Besserung, als Verminderung der nächtlichen Pollutionen, deren ich jetzt alle 6 bis 8 Wochen nur eine habe: Obwol ich weder zu wenig noch zu nahrlos esse. Nebenbei kaufte und laß ich über diese Krankheit und Diätetik und specielle Krankheiten mehrere Bücher, so daß ich selbst gegen 20 besitze und mit den geliehenen wol über 30 medicinische Bücher gelesen habe. Sie sehen sogleich hieraus: wie tief ich meine Krankheit fühlte und wie sehr ich gestrebt habe, mich zu heilen. Ich suchte jedes Mittel, deren ich nur zur Beförderung meiner Gesundheit benutzen zu können glaubte durch medicinische Bücher kennen zu lernen...

Quelle 3: Väter und Vaterschaft um 1800

Zu S. 92f. im Buch

Aufklärung und die aufkommende bürgerliche Gesellschaft waren von einem intensiven Diskurs um die so genannten »Geschlechtercharaktere« getragen. Vermeintlich »natürliche Wesensarten« von Frauen und Männern wurden bestimmt, und deren häusliches Zusammenleben war Thema angeregter Erörterungen. Dabei wurde eine auf biologischen und emotionalen Bindungen basierende Kernfamilie als ideale Lebensform entworfen. Für den Vater war hier die Funktion des Familienvorstandes bestimmt, der für den Schutz seiner Familie und deren Wohlergehen Sorge zu tragen hatte. Dies bezog sich nicht nur auf das finanzielle und materielle Befinden, sondern er durfte auch das liebevolle Miteinander und die »häusliche Glückseligkeit« nicht vernachlässigen. Der folgende Text stammt aus der Feder eines Vaters, der diesen bürgerlichen Idealen anhing. Der Hamburger Lehrer und Gewerbetreibende Johann Georg Rüsau skizziert dort seinen Lebensentwurf, und dabei stellt er als Vater und Ehegatte insbesondere das Verhältnis zu seiner Familie dar. Der Text zeigt, wie sehr Rüsaus Selbstbild und seine männliche Identität von den dominanten Diskursen, dem Streben nach materiellem Erfolg und familiärem Glück gespeist waren. Prekär wird dieser Selbstentwurf insbesondere dadurch, dass sich Rüsau der Verzweiflung über seinen ökonomischen Misserfolg hingeeben und im August 1803 seine Ehefrau und fünf Kinder ermordet hatte, da er geglaubt hatte, sie aufgrund seiner väterlichen Pflicht und Liebe vor der Verarmung bewahren zu müssen. Sein darauf folgender Selbstmordversuch war gescheitert. Das hier wiedergegebene Schriftstück hat er am 4. Oktober 1803 im Zuge des Gerichtsverfahrens verfasst, als er aufgefordert war, seinen persönlichen Werde- und Bildungsgang darzustellen.

Literatur

Jürgen Martschukat 2001, »Ein Mörder aus Liebeck. Über Vaterschaft, Fürsorge und Verzweiflung an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert«, in: *WerkstattGeschichte* 29, S. 8–26; Anne-Charlott Trepp (1996), *Sanfte Männlichkeit und selbständige Weiblichkeit. Frauen und Männer im Hamburger Bürgertum zwischen 1770 und 1840*, Göttingen.

»Selbstauskunft Johann Georg Rüsaus über seinen Werdegang, 4. Okt. 1803«, aus dem Staatsarchiv Hamburg, 111-1, Senat, Cl. VII Lit. M e Nr. 8 Vol. 13: Untersuchung gegen Johann Georg Rüsau, enthält auch Messer, 1803–1804:

Über den Gang meiner Bildung, und die sich darauf beziehende Geistesrichtung, kann ich mich jetzt gar nicht besinnen, so viel kann ich nur sagen, daß beyde nicht den geringsten Einfluß auf mein letztes schreckliches Verbrechen haben konnten. Ich liebte die Meinigen und suchte mit meiner geliebten Frau durch vereinigte Thätigkeit unser gemeinschaftliches Wohl zu befördern, und verzeihe mir Gott nach seiner wunderlichen Barmherzigkeit! Ich wurde der Mörder der von mir geliebten Gegenstände. Meine Grundsätze, Meinungen und Neigungen, alles widerspricht dieser Gewaltthat. Ich glaubte an Gott, [...] vor Mord schauderte meine ganze Seele; je weniger ein Unrecht konnte gut gemacht werden, desto unverzeihlicher war mir dessen begehen, und so viele Sünden ich auch begangen habe, so waren sie doch nie von der Art, daß sie nicht wieder konnten gut gemacht werden. Mit Vorsatz that ich Niemandem selbst meinem Feind nie wehe und geschah es ja aus irgend einer Uebereilung, so suchte ich [es] wieder gut zu machen so gut ich konnte. Aber meine letzte schaudervolle That, wie die wieder gut machen? Gott mein Gott erbarme dich meiner. Wie ich meine Schule in vergangenen Jahren, theils wegen einiger dabey gehabtten Verdrießlichkeiten, theils wegen meiner schwächlichen Gesundheitsumstände, und theils

wegen Abnahme der Schulkinder, deren Anzahl sich zuletzt nur auf zehn belief, aufgab, so hatte ich dabey die einzige Absicht, daß, wenn mich Gott von der Welt abrufen sollte, das künftige Fortkommen für meine gute liebe Gattin und unversorgten guten lieben Kinder, durch eine anzulegende Handlung, die zum Vortheile der Meinigen, auch nach meine Tode könnte fortgesetzt werden, zu sichern, wenigstens zu erleichtern. Ach Gott hätte ich das doch nie gethan! Hätte ich doch nicht in deine weise gütige Regierung gegriffen, das Unglück wäre nicht geschehen, und mein Gewißen würde mir jetzt nicht die marternden Vorwürfe machen. Bey meiner Schule hatte ich so viel, daß ich alle Bedürfnisse befriedigen konnte, ich legte noch was zurück, kurz, ich stand mich gut. Das konnte ich mir durch das neu gewählte Geschäfte und nun schon ein Jahr geführten kleinen Handlung nicht versprechen. – Ich habe mich wenigstens in meiner Vorstellung darüber schrecklich getäuscht. Meine liebe thätige Frau konnte ich in diesem Jahre nicht mehr, wie ich sonst gewohnt war, unterstützen. Zudem hatte ich Schulden, die ich nicht zu tilgen wußte, dies versetzte mich in Unruhe, ich hoffte sie durch ein aufzunehmendes Capital zu heben, das schlug fehl, meine Unruhe, meine Angst wuchs, ich fiel auf den schrecklichen Gedanken mich zu entleiben, nur der künftige Zustand der geliebten Meinigen hielt mich davon ab; denn wie ich in meiner innigsten Einbildung dieselben [...] grenzenlos elend und jammervoll sahe, wie meine gute Frau für sich und die kleinsten Kinder Andere um Hülfe ansprechen, betteln mußte, meine beyden zärtlich geliebten älteren Töchter [...] der Verachtung und Noth – und wozu treibt nicht ziemliche Noth! – ausgesetzt; diese Vorstellung schmetterte mich zu Boden; ich hatte keinen Muth mich aufzurichten, ich glaubte mich von Gott ganz verlaßen, ohne Wunder konnte Gott mir nicht helfen, diese – wie ich jetzt einsehe – übertriebenen Vorstellungen zerrütteten meine ganze Seele, und machten mich, an einem unglücklichen Morgen [...] zum schändlichsten Mörder meiner mich so zärtlich liebenden Gattin und fünf gut gebildeten und hoffnungsvollen Kinder, die ich so herzlich liebte, die mir so viele Freude gemacht hatten – Gott sey mir armen Sünder gnädig und erbarme dich meiner [...].

Johann Georg Rüsau

4. Octob. 1803

Quelle 4: Männlichkeit und Arbeit im 19. Jahrhundert

Zu S. 104 im Buch

In der US-amerikanischen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts hatte Arbeit bei entsprechender Entlohnung einen hohen Stellenwert für das männliche Selbstverständnis. Dies zeigt sich insbesondere in Äußerungen von entflohenen oder befreiten Sklaven, die nun durch ihre Arbeit den Lebensunterhalt für sich und ihre Familie bestreiten konnten. Nicht zuletzt wegen der Unmöglichkeit, dies zu tun, wurde Versklavung auch mit Entmännlichung gleichgesetzt. Dies soll im Folgenden ein Auszug aus der Autobiografie des ehemaligen Sklaven, Abolitionisten und afroamerikanischen Politikers Frederick Douglass zeigen, der sein Verhältnis zum Broterwerb unmittelbar nach seiner Flucht aus der Sklaverei beschreibt.

Literatur

Darlene Clark Hine/Earnestine Jenkins (Hg.) (1999/2001), *A Question of Manhood. A Reader in U.S. Black Men's History and Masculinity*, Bd. 1, *Manhood Rights. The Construction of Black Male History and Manhood, 1750–1870*; Bd. 2: *The 19th Century. From Emancipation to Jim Crow*, Bloomington, IN.

Frederick Douglass (1969), *My Bondage and My Freedom*, New York (1855), S. 348–350.

I found employment, the third day after my arrival in New Bedford, in stowing a sloop with a load of oil for the New York market. It was new, hard, and dirty work, even for a calker, but I went at it with a glad heart and a willing hand. I was now my own master – a tremendous fact – and the rapturous excitement with which I seized the job, may not easily be understood, except by some one with an experience something like mine. The thoughts – »I can work! I can work for a living; I am not afraid of work; I have no Master Hugh to rob me of my earnings« – placed me in a state of independence, beyond seeking friendship or support of any man. That day's work I considered the real starting point of something like a new existence. [...] I now prepared myself to do anything which came to hand in the way of turning an honest penny; sawed wood – dug cellars – shovelled coal – swept chimneys with Uncle Lucas Debuty – rolled oil casks on the wharve – helped to load and unload vessels – worked in Ricketon's candle works – in Richmond's brass foundery, and elsewhere; and thus supported myself and family for three years.

Quelle 5: Das Geschlecht des Staates und der Geschichte im 19. Jahrhundert

Zu S. 59 im Buch

Die akademisch-wissenschaftliche Historiografie, die sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts herausbildete, machte das Wirken von Staaten und »Großen Männern« zum Gegenstand der Geschichte. Sie wurden als die treibenden Kräfte des Weltgeschehens und somit als die einzig wirklich relevanten Gegenstände historischer Forschung skizziert. Auf diese Weise trug die Geschichtsschreibung zur Entfaltung von Staats- und Männlichkeitsentwürfen bei, die sich wechselseitig stützten. Sowohl der Staat als auch ein »echter Mann« wurden als willensfähig und charakterfest skizziert, als rational agierend, tatkräftig und auch jederzeit bereit, physische Kräfte zu entfalten, wenn es nötig schien. Der Staat war als männlich konzipiert, und Männer als staatstragende Wesen. »Männer machen die Geschichte«, wie der Berliner Historiker Heinrich von Treitschke 1879 in seiner »Deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert« postulierte. Der auf den folgenden Seiten abgedruckte Auszug aus von Treitschkes Vorlesungen über »Politik« von 1897 lässt darüber hinaus erkennen, dass mit dem Staat nicht nur die Geschichte, sondern auch die damalige Geschichtsschreibung männlich gedacht war. Er bringt außerdem eine völkische und antisemitische Grundhaltung zum Ausdruck, die das Geschichtsbild weiter Teile des deutschen Bürgertums und des deutschen Nationalismus durchzog und mit den herrschenden Männlichkeitsentwürfen korrespondierte. Hinsichtlich des Geschlechtes von Staat, Geschichte und Geschichtsschreibung und zur weiteren Einordnung dieser und ähnlicher Quellen können folgende Texte hilfreich sein:

Literatur

Ute Frevert (1995), »Unser Staat ist männlichen Geschlechts. Zur politischen Topographie der Geschlechter vom 18. bis frühen 20. Jahrhundert«, in: dies., »Mann und Weib, und Weib und Mann«. Geschlechter-Differenzen in der Moderne, München, S. 61-132; Barbara Stollberg-Rilinger (1996), »Väter der Frauengeschichte? Das Geschlecht als historiographische Kategorie im 18. und 19. Jahrhundert«, in: *Historische Zeitschrift* 262, S. 39–71.

Heinrich von Treitschke (1918), *Politik. Vorlesungen gehalten an der Universität zu Berlin*, Bd. 1 (1897), Leipzig, 13–75, 251–253:

Erstes Buch: Das Wesen des Staates

Zum Wesen der Menschheit gehört der politische Trieb, der Drang der Staatsbildung ebenso unentbehrlich wie der Trieb der Sprachbildung. [...] Die politische Fähigkeit [ist] eine jener Grundgaben des Menschen, ohne welche wir überhaupt nicht Menschen wären. [...]

Eine juristische [...] Person ist der Staat zu allen Zeiten gewesen. Noch deutlicher zeigt er sich als eine Persönlichkeit im moralisch-historischen Sinne. Die Staaten sind historisch aufzufassen als die großen Gesamtpersönlichkeiten der Geschichte, sie sind der Zurechnung und Schuld sehr wohl fähig, ja man kann von einer rechtlichen Schuld des Staates reden. Vor allem aber kann man von einem Charakter des Staates reden. Ebenso wie dem einzelnen Menschen gewisse Charaktereigenschaften anhaften, die er nicht ändern kann, er mag daran arbeiten soviel er will, ebenso hat ein Staat gewisse Züge, die er nicht verwischen kann. [...] Der Wille aber ist das Wesen des Staates. [...] Man soll den Willen, die köstlichste Kraft aus dem Leben des Staates nicht streichen. [...]

Die Geschichte trägt durchaus männliche Züge, für sentimentale Naturen und für Weiber ist sie nicht. Nur tapfere Völker haben ein sicheres Dasein, eine Zukunft, eine Entwicklung; schwache und feige Völker gehen zugrunde, und von Rechts wegen. In diesem ewigen Für und Wider verschiedener Staaten liegt die Schönheit der Geschichte; diesen Wettstreit aufheben zu wollen ist einfach Unvernunft. Das hat die Menschheit zu allen Zeiten empfunden. [...]

Betrachten wir [...] unsere Definition: »Der Staat ist das als unabhängige Macht rechtlich geeinte Volk«, so können wir das kürzer auch so ausdrücken: der Staat ist die öffentliche Macht zu Schutz und Trutz. Der Staat ist zunächst Macht, um sich zu behaupten. [...] Der Staat schützt und umfaßt das Leben des Volkes äußerlich ordnend nach allen Seiten hin. Er fragt grundsätzlich nicht nach der Gesinnung, er verlangt Gehorsam; seine Gesetze müssen gehalten werden, ob gern oder ungern. Es ist ein Fortschritt, wenn der stille Gehorsam der Bürger zu einer inneren, vernünftigen Zustimmung wird, unbedingt notwendig aber ist diese Zustimmung nicht. [...] Der Staat sagt: mir ist es ganz einerlei, was ihr dabei denkt, aber gehorchen sollt ihr. Das ist der Grund, warum zarte Naturen das Staatsleben so schwer verstehen; von Frauen kann man durchschnittlich sagen, daß sie normalerweise erst durch ihre Männer Verständnis erhalten für Recht und Staat, wie der normale Mann für das Kleinleben der Wirtschaft von Natur keinen Sinn hat. Man kann das vollkommen begreifen, denn hart ist der Gedanke der Macht freilich, sich durchzusetzen ganz und unbedingt ist hier das Höchste und Erste. [...]

Daraus erklärt sich, daß die Macht der Ideen im Staate nur bedingte Bedeutung hat; ganz gewiß ist sie eine sehr große, aber Ideen allein bewegen politische Mächte nicht vorwärts. Eine Idee muß erst einen praktischen Machtrückhalt haben an den Lebensinteressen eines Volkes, um als Macht auf das Staatsleben einzuwirken. [...] Ganz gewiß sind die eigentlichen Schöpfer des Deutschen Reiches Kaiser Wilhelm und Bismarck gewesen, nicht etwa Fichte, Paul Pfitzer oder andere Pfadfinder. Auch den großen politischen Denkern bleibt ihr Ruhm, aber nicht sie sind die eigentlichen historischen Helden, sondern die Männer der Tat; um gestaltend im Staatsleben zu wirken, ist vor allem nötig die Kraft des Willens. Und so sind eine große Anzahl von Staatengründern auch nicht als Genies zu bezeichnen. Genial an Kaiser Wilhelm war nicht sein Genie, es war sein ruhiger, fester Wille, eine Gabe, die viel seltener ist als man gewöhnlich meint. Diese Kraft des Charakters war seine Stärke. [...]

Der Staat ist, wie wir gesehen haben, nicht das ganze Volksleben, er umfaßt es nur schützend und ordnend. [...] Der Staat kann nur wirken durch äußeren Zwang, er ist nur das Volk als Macht; aber damit ist unendlich Viel und Großes gesagt, denn im Staate betätigen sich nicht nur große Grundkräfte der menschlichen Natur, er ist auch Voraussetzung für alles Volksleben. Man kann kurzweg sagen: ein Volk, das nicht imstande ist für sein Kulturleben sich eine äußere Ordnung im Staate zu schaffen und zu behaupten, verdient als Nation zu Grunde zu gehen. Das tragischste Beispiel eines ursprünglich sehr reich begabten Volkes, das nicht imstande war seinen Staat zu behaupten, sind die Juden, die jetzt in aller Welt zerstreut sind. Ihr Leben hat etwas krankhaftes, denn kein Mensch kann zugleich zwei Völkern angehören. Der Staat ist also nicht nur an sich selbst ein hohes sittliches Gut, sondern auch die Voraussetzung für das dauernde Dasein der Völker. Erst im Staate kann die sittliche Entwicklung der Menschen zur Vollendung kommen. Das lebendige Staatsgefühl ist für ein Volk als Ganzes was das Pflichtgefühl für den Einzelnen ist.

Darum kommt alle historische Betrachtung schließlich immer wieder zurück auf den Staat, denn zu allem Wollen gehört ein wollendes Wesen. Wo ist das zu finden im historischen Leben? Wo sind

die Gesamtpersönlichkeiten, welche in der Geschichte miteinander ringen? Nicht von einer Volksseele soll man reden, das ist eine modisch gewordene Gelehrten-Verirrung, die vergehen wird wie der Schnee vom vergangenen Jahr; wie kann man sagen, daß die Volksseele in einem bestimmten Moment etwas beschlossen hätte? Macaulay hat zuerst die Behauptung aufgestellt, die Zeit der politischen Geschichte sei vorüber, es komme jetzt darauf an, Kulturgeschichte zu schreiben. Er war aber bedeutend genug, um selber nicht nach diesem Rezept zu handeln. Wer das ewige Werden als das Wesen der Geschichte erkennt, der wird begreifen, daß alle Geschichte zuerst politische Geschichte ist. Die Taten eines Volkes muß man schildern; Staatsmänner und Feldherren sind die historischen Helden. Gelehrte und Künstler gehören auch mit zur Geschichte, aber das geschichtliche Leben geht nicht in diesem idealen Schaffen auf. Je weiter man sich vom Staate entfernt, je mehr entfernt man sich vom historischen Leben. [...] Wenn ein Historiker keinen politischen Sinn hat, ist alle seine philosophische Gelehrsamkeit nicht imstande in den Kern der Geschichte einzudringen. Er muß den politischen Blick haben, um zu sehen, wo im Staatsleben die Ideen der Zeit richtig oder unrichtig verstanden werden. Rein kulturgeschichtliche Werke, die vom Staate und der Welt der Tat absehen, haben immer etwas Lückenhaftes. [...]

Überdenkt man scharf das alles, so kommt man immer wieder zu dem Ergebnis: alle Geschichte ist vor allen Dingen eine Darstellung der *res gestae* und der handelnden Staatsmänner. Der Historiker muß einen freien politischen Blick besitzen, um die Begabung des Staatsmannes in ihrer ganz spezifischen Eigenart zu verstehen. Das Wesentliche an jedem großen Staatsmann ist die Kraft des Willens, der massive Ehrgeiz, die leidenschaftliche Freude am Erfolg. Wer keine Freude am Erfolg hat, ist kein Staatsmann. [...]

Die Helden eines Volkes sind die Gestalten, welche die jugendlichen Gemüter erfreuen und begeistern, und unter den Schriftstellern bewundern wir als Knaben und Jünglinge die am meisten, deren Worte erklingen wie Trompetengeschmetter. Wer sich hieran nicht erfreut, der ist zu feig, um selbst die Waffen für das Vaterland zu führen. [...] Arisches Völkerleben verstehen die nicht, die den Unsinn vom ewigen Frieden vortragen; die arischen Völker sind vor allen Dingen tapfer. Sie sind stets Mannes genug gewesen, mit dem Schwerte zu schützen, was sie mit dem Geist erungen hatten. So hat Goethe einmal gesagt: die Norddeutschen waren immer zivilisierter als die Süddeutschen. Jawohl, denn sehen Sie sich einmal die Geschichte der Fürsten Niedersachsens an, die haben sich immer geschlagen und gewehrt, und darauf kommt es an in der Geschichte. [...]

Man muß sich alle diese Dinge nicht allein bei der Studierlampe betrachten. Dem Historiker, der in der Welt des Willens lebt, ist sofort klar, daß die Forderung eines ewigen Friedens reaktionär ist von Grund aus; er sieht, daß mit dem Kriege alle Bewegung, alles Werden aus der Geschichte gestrichen werden soll. Immer sind es nur die müden, geistlosen und erschlaferten Zeiten gewesen, die mit dem Traum des ewigen Friedens gespielt haben. [...]

Zweites Buch: Die sozialen Grundlagen des Staates

[...] Man soll nun nicht gedankenlos verfahren. Man muß sich zunächst den Unterschied klar machen zwischen männlichem und weiblichem Geist. Es ist ein gänzlichliches Verkennen der Natur, wenn Aristoteles und viele andere das Weib an sich tiefer stellen wollen als den Mann. In vielen Dingen steht es viel höher; eine solche Macht der Liebe wie die der Mutter gegen ihre Kinder hat kein Mann zu Gebote. Wohl aber ist gewiß, daß beiden Geschlechtern eine verschiedene Methode des Denkens natürlich ist: beim Manne herrscht der Verstand, beim Weibe das Gefühl. Der Mann

ist dermaßen Logiker, daß man sagen kann: ein Mann, der gar keinen Verstand hat, hat auch kein feines Gefühl. Wenn ein Mann wirklich ganz dumm ist, dann kann er auch nicht mehr fein empfinden. Aber bei Frauen steht es umgekehrt, sie empfangen das Bild der Welt durch das Gefühl. Jeder kennt Frauen, die keineswegs geistreich sind, deren Begabung kaum mittelmäßig ist, und die doch das Glück ihrer ganzen Umgebung ausmachen durch die Kraft ihres tiefen und sicheren Gefühls. [...]

Fragt man nun weiter, welche Berufe sind es, die man den Frauen zugänglich machen kann, so ist leider die Zahl gar nicht so groß. Ausgeschlossen ist zunächst jede wirkliche obrigkeitliche Tätigkeit. Obrigkeit ist männlich, das ist ein Satz, der sich eigentlich von selbst versteht. Von allen menschlichen Begabungen liegt keine dem Weibe so fern wie der Rechtssinn. Fast alle Frauen lernen was Recht ist erst durch ihre Männer; sie müssen lernen, die Welt durch Männeraugen zu betrachten, bis sie begreifen, was Recht ist. Im Staate gilt es, verstandesmäßig und ohne Ansehen der Person zu handeln. Beides vermag nur der Mann. Es würde das Zweite einer Frau kaum jemals möglich sein, da sie vermöge ihrer größeren Gemütsiefe unwillkürlich sofort Partei ergreift. Dazu das rein physische Moment, daß Regieren bedeutet: bewaffneten Männern gebieten, und daß bewaffnete Männer sich den Befehl eines Weibes nicht gefallen lassen. Eigentlich obrigkeitliche Ämter kann das Weib also nicht bekleiden.

Man macht neuerdings in Kanada Experimente mit dem weiblichen Wahlrecht, die nur als eine Frivolität bezeichnet werden können. Das wagte man nur weil man sich sagte: das ist Spiegelfechtereie, um den großen Haufen zu gewinnen. Bei Ausübung dieses Rechtes durch Frauen sind doch nur zwei Fälle möglich. Entweder die Frau und etwa auch die Tochter stimmt wie der Mann und Vater, und damit ist ein unbegründetes Vorrecht der verheirateten Männer geschaffen – oder Frau und Tochter taugen nichts, dann stimmen sie gegen den Mann, und so trägt der Staat seinen Streit frivol hinein in den Frieden des Hauses, wo man gerade sich ausruhen soll vom Lärm des politischen Lebens.

Quelle 6: Männlichkeit und Soldatentum im Ersten Weltkrieg

Zu S. 72f. im Buch

Für die Jahrzehnte um 1900 ist eine Virilisierung und Militarisierung des hegemonialen Männlichkeitsentwurfes zu beschreiben. Zugleich stützte sich der Antisemitismus zunehmend auf das Stereotyp »jüdischer Feigheit« und somit auf eine angeblich inhärente Unmännlichkeit jüdischer Männer, von denen es hieß, sie taugten nicht zum Soldatendasein. Deutlich ist hier zu sehen, wie sich rassistische Diskriminierung, Geschlechtsentwürfe und sozio-politische Konfiguration wechselseitig bedingen und stützen. Der folgende Quellenauszug zeigt außerdem, inwieweit Entwürfe von »Rasse« und Geschlecht subjektbildend wirken können. Männer wie der jüdische Frontsoldat Leo Leßmann, dessen Feldpostbrief vom 16. September 1914 an seine Eltern hier wiedergegeben wird, waren zwar durch rassistische und geschlechtliche Zuschreibungen marginalisiert, sie bestärkten aber wiederum scheinbar paradoxerweise durch ihren Selbstentwurf und ihre Verhaltensweisen das Ideal heroischen und körperbetonten Mann wie Deutschseins. Nichtsdestoweniger verstärkte sich mit anhaltendem Krieg und wachsender Unzufriedenheit die Diffamierung jüdischer Soldaten als Sündenböcke und Drückeberger.

Literatur

Greg Caplan (2000), »Militärische Männlichkeit in der deutsch-jüdischen Geschichte«, in: *Die Philosophin* 11,22, S. 85–100.

»Brief des Unteroffiziers der Artillerie Leo Leßmann, Hamburg, vom 16. September 1914«, abgedruckt in: Eugen Tannenbaum (Hg.) (1915), *Kriegsbriefe deutscher und österreichischer Juden*, Berlin, S. 25–27.

Meine lieben Alten!

In fliegender Hast und Eile ein paar Zeilen. Seit dem 6. d. M. befinden wir uns in einer mörderischen Schlacht, in der wir uns nunmehr jenseits der Aisne auf einer Höhe verschanzt haben, die wir lebendig unseren Feinden nicht überlassen werden. Erlaßt es mir, Euch von diesem Ringen heute Einzelheiten zu schreiben; es ist zu furchtbar. Meinem Batteriechef, der sich mir gegenüber einmal äußerte, daß er sich wundere, daß ich als Jude ein so guter Soldat wäre, habe ich endlich auch den Beweis persönlichen Mutes geben können. Also hört: Am 8. d. M. mußten wir eine Stellung aufgeben und wegen Pferdemangels unsere sechs Munitionswagen auf dem Kampffeld lassen. Am nächsten Tage wurde die Batterie zusammengerufen, und auf das Kommando »Freiwillige vor« trat ich sofort als einziger Unteroffizier vor und erbot mich, die sechs Wagen wieder aus dem feindlichen Gelände zu holen. Von den Segenswünschen meiner Batterie begleitet, machte ich mich dann mit zehn erprobten Leuten und zwei Bespannungen bei anbrechender Dämmerung auf den Weg, verständigte mich mit unserem Infanterievorposten und pirschte mich dann an die Wagen zuerst einmal allein, auf dem Bauch kriechend heran, um mich von ihrer Transportfähigkeit zu überzeugen. Dann holte ich meine Leute mit den Protzen und holte erst einmal vier Wagen, brachte die in Sicherheit und holte alsdann die übrigen zwei, sowie viele lose Munition, Geschützzubehör und unsere Toten. Zweimal riefen mich feindliche Patrouillen an, drei Schuß wurden auf uns abgegeben. Vor dem äußersten Schützengraben empfing mich unser Regimentskommandeur, gab mir die Hand und sagte: »Das haben Sie sehr brav gemacht, Kame-

rad, ich danke Ihnen.« – Na, das Märchen von der »jüdischen Feigheit« habe ich wenigstens für unser Regiment wohl gründlich zerstört. Und wenn mir kein anderer Lohn wird, so ist mir dies Bewußtsein überreichlich genug.

Schickt mir bitte recht oft kleine Pakete mit Schokolade, sauren Bonbons, Scheibendauerwurst und anderen Nahrungsmitteln. Ihr könnt Euch ja gar nicht vorstellen, wie sehr wir solche Sachen brauchen. Stellt Euch vor: seit zwölf Tagen haben wir trotz der stürmischen, regnerischen Nächte kein Zelt mehr über uns und kein Bund Stroh mehr unter uns gesehen, sondern stets in den Pfützen und Morästen der Stoppelfelder biwakiert. Mir geht's, das könnt Ihr mir glauben, trotz allem und allem noch immer ausgezeichnet! Ich bin guten Mutes und sehe getrost in die Zukunft!

Es küßt Euch

Euer Leo.

Quelle 7: Der Männerbund, 1919

Zu S. 134f. im Buch

Seit dem späteren 19. Jahrhundert waren Vorstellungen »wahrer Männlichkeit« nicht nur zunehmend militant, sondern auch bündisch geprägt. In die vielfältigen Diskurse über die vermeintliche Revitalisierung und Revirilisierung des Mannes und des Staates schrieben sich auch die so genannten »Maskulinisten« ein. Sie räumten der Sexualität in den Männerbundtheorien einen besonderen Platz ein. Die mann-männliche Erotik galt ihnen als Grundlage des Sozialen. Zentral war außerdem, dass dem Männerbund als solchem ein Wert an sich beigemessen wurde. Die Männerfreundschaft rückte an Stelle der Familie in das Zentrum menschlichen Gemeinwesens, wie der Zoologe Benedict Friedländer als einer der wesentlichen Männerbundtheoretiker formulierte. Getragen von nationalistischem wie rassistischem Denken galt der Staat als vollkommener Männerbund, der als zweckfreie Gemeinschaft unter der Führung ihrer Besten seine größte Dynamik und Wirkkraft entfalten sollte. Wir geben im Folgenden Passagen aus den Schriften des Sexualwissenschaftlers und konservativ-revolutionären Chronisten der Wandervogelbewegung, Hans Blüher, wieder. Blüher popularisierte Positionen der »Maskulinisten« und machte sie einem breiteren Publikum zugänglich. Das Konzept des Bundes faszinierte viele junge Männer, prägte die bündische Jugend und erhielt in den 1920er und 30er Jahren ein noch expliziter politisches Profil.

Literatur

Claudia Bruns (2001), »(Homo-)Sexualität als virile Sozialität. Sexualwissenschaftliche, antifeministische und antisemitische Strategien hegemonialer Männlichkeit im Diskurs der Maskulinisten 1880-1920«, in: Ulf Heidel u.a. (Hg.), *Jenseits der Geschlechtergrenzen. Sexualitäten, Identitäten und Körper in Perspektiven von Queer Studies*, Hamburg, S. 87–108; Ulrike Brunotte (2004), *Zwischen Eros und Krieg. Männerbund und Ritual in der Moderne*, Berlin.

Hans Blüher (1919), *Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft. Eine Theorie der menschlichen Staatenbildung nach Wesen und Art. Bd. 2: Familie und Männerbund*, Jena, 102-05, 217:

Die männliche Gesellschaft ersten Grades. Das Bild der männlichen Gesellschaft ersten Grades sieht folgendermaßen aus: An ihrer Spitze steht ein echter Vertreter des Typus inversus, für den ich den Namen Männerheld übernommen habe. Er ist das *aktive Mitglied* der männlichen Gesellschaft. Nun erkennt man unter den übrigen Teilhabern der männlichen Gesellschaft, die sämtlich passive Mitglieder sind, *mehrere Kreise*, die nach außen zu immer weiter und verschwommener werden, gleich jenen Kreisen, die ein fallender Stein in ruhendem Wasser erzeugt. Zunächst neben dem Männerheld steht der *Erste Liebling*. Dieser vertritt etwa die Rolle, die beim frauenliebenden Manne die Gattin einnimmt. Auch die Tatsache, daß der Erste Liebling jene eigentümlich feste, von keinem anderen ihm streitig zu machende Bindung an den Männerhelden hat, beruht auf einem ähnlichen psychischen Mechanismus wie die Gattenwahl beim frauenliebenden Manne. – Der zweite Kreis besteht aus einer Mehrzahl anderer Jünglinge, die etwa die Stelle des Kalypstotypus einnehmen. Es sind lockerer verbundene Lieblingsfreunde; gewöhnlich waren sie in früherer Jugend Bettgenossen des Männerhelden und blieben dann später bei ihm, ohne wieder sein Bett zu besteigen, in abgedämpfter Erotik. – Ein dritter Kreis besteht mehr aus Vertrauten und Freunden, mit denen der Männerheld nicht in sexuellem Verkehr gestanden hat. Sie wissen gewöhnlich um sein erotisches Geheimnis. Von hier aus aber lassen sich die Kreise nicht mehr genauer feststellen; sie verschwimmen nach außen zu. Je nach der Überlegenheit des aktiven Mitgliedes ist das

[sic] Bereich dieser abklingenden und in die übrige menschliche Gesellschaft hinübergleitenden Kreise größer oder kleiner. Ich habe aber im Wandervogel männliche Gesellschaften beobachtet, in denen die Männerhelden viele Hunderte junger Menschen in ihren Bann zu ziehen verstanden haben. – Die männliche Gesellschaft ist die Lebensbedingung ihres aktiven Mitgliedes, die es vor seelischer Verelendung schützt. Man könnte, um eine Parallele zu ziehen, sagen, sie ist der Harem des Typus inversus.

Dieses Bild der männlichen Gesellschaft ist trotz seiner schematischen Abstraktheit durchaus von der Erfahrung abgelesen. Sie ist demnach keine Hilfskonstruktion, sondern eine wirkende Größe. Man muß nur verstehen, sie aus den bereits zusammengesetzten Männerbünden deutlich herauszuschälen. Ein Männerbund wie z.B. der Wandervogel ist nicht bloß eine Zusammensetzung von lauter männlichen Gesellschaften, sondern diese sind nur sein Gerippe. Man muß es verstehen, sich diejenigen Personen fortzudenken, die eine offenbar andere Funktion haben. Wenn nämlich ein Komplex von männlichen Gesellschaften in den Dienst irgendeiner *Idee* tritt – *was immer schon in statu nascendi geschieht* –, so muss man den Unterschied zu machen verstehen zwischen denjenigen Personen, die dazu gehören würden, wenn statt dieser Idee eine andere da wäre, und denjenigen, die eben nur um dieser Idee willen, die ihnen nützlich erscheint, darin sind. Solche Personen können manchmal eine recht erhebliche Rolle spielen, sind aber niemals Mitglieder einer männlichen Gesellschaft, sondern stehen dazwischen und vermitteln die Nützlichkeitswerte. Die Entscheidung, ob jemand als Mitglied einer männlichen Gesellschaft zu betrachten ist, geschieht allein durch die Analyse seiner Erotik.

Der Charakter der männlichen Gesellschaft ist von dem der Familie dadurch unterschieden, daß hier die passiven Mitglieder dem aktiven, dem Männerhelden, dauernd den Widerstand ihrer männlichen Persönlichkeit entgegensetzen, während die passiven Mitglieder der Familie, die Frauen, dem aktiven hörig sind. Aber jeder Liebling in der männlichen Gesellschaft ist ein Mann und kann sich dem Männerhelden niemals so vollständig geben und in ihm aufgehen, wie dies die Frauen in der Familie tun. Daher ist die männliche Gesellschaft ein ungleich beweglicheres Gebilde. Sie ist für den Männerhelden stets eine aufregende Angelegenheit; er kommt imgrunde niemals zur Ruhe, und ob er gleich an seinem Ersten Liebling genau in derselben Weise hängt wie der Ehemann an seiner Gattin, gibt es für ihn doch keinerlei Bürgschaft, daß der Liebling ihm nicht verlorengelhe. [...]

Der oberste Männerbund. Es blieb uns bis hierhin aufgehoben, das letzte Fazit des Männerbündereignisses in der menschlichen Gesellschaft zu ziehen. Zu welchem Behufe sind jene Gebilde bestimmt, wenn man ihren höchsten Spannungsgehalt bemißt?

Wie haben die allerverschiedensten Formen des Männerbündwesens und der männlichen Gesellschaft kennengelernt, und wir können an ihnen einen gemeinsamen Zug feststellen: ihre Erotik verbindet sich stets mit einem *Überschwang* des Menschlichen. Mögen sie auch noch so bizarr geraten, irgend etwas Edles ist immer an ihnen. Sie sind niemals an begreifbaren Nützlichkeiten orientiert, sondern immer bleibt ein rauschhaftes oder weihevolleres Ereignis ihr Wesentliches. In den militärischen Kameraderien verbirgt sich grobe Päderastie mit der Tapferkeit im Kampfe für ein nationales Ideal, im Wandervogel alle Spielarten der Erotik mit romantischem Gemüt und dem Willen zu einer neuen Jugend, bei den Ritterorden dieselbe Erotik mit frommer Gesinnung und Sucht nach sakralem Leben, bei den Freimaurern eine aufs Feinste verdünnte und transformierte Liebesstimmung mit einem verbrüdernden Gefühl allen Männern gegenüber; und sieht

man sich plumpe Kneip- und Rauchgemeinschaften an oder die jugendlichen Onaniebünde: sie sind immer noch überschwänglicher und innerlich reicher als die Zweckverbände der bürgerlichen Gesellschaft. Es staut sich in den Männergemeinschaften etwas, was sonst nirgends vorkommt: in den Stunden der höchsten Ladung besteht ein *Bund*, der zwecklos ist und zugleich von tiefstem menschlichen Belang. [...]

Der Staat [...] ist keine verstehbare Nützlichkeit, sondern ein schlechthin irrationales Schicksal mit unbekanntem Ende und Ziel. Ein Staat befindet sich im Stande der tiefsten Korruption, wenn die Machtbefugnisse aus den Händen des Männerbundes in die der Zweckverbände geglitten sind, vom Kern an die Schale gekommen, und wenn in ihm statt der geborenen Könige vom bürgerlichen Typus gewählte Vertreter herrschen.

Quelle 8: Arbeitslose Männer und ihre familiäre Position, 1940

Zu S. 97f. im Buch

Während der 1930er Jahre war Europa wie Nordamerika hart von der Weltwirtschaftskrise getroffen. Vor allem die Arbeitslosigkeit machte zu schaffen, und sie bewegte sich in den USA in einer bis dahin unvorstellbaren Größenordnung von bis zu fünfzehn Millionen Beschäftigungslosen. Die männlich konnotierten US-amerikanischen Grundprinzipien des Individualismus und der Selbstverantwortlichkeit schienen prekär, und ein wesentlicher Teil des 1933 von der Bundesregierung unter Präsident Franklin D. Roosevelt ausgerufenen »New Deal« war darauf ausgerichtet, dem entgegenzutreten. Die Maßnahmen zielten nicht nur auf die wirtschaftliche Krise, sondern auch auf eine »Krise« männlichen Selbstvertrauens und männlicher Identität. Für diese Selbstzweifel waren die durch die Arbeitslosigkeit angestoßenen Verschiebungen in den tradierten Familienstrukturen von zentraler Bedeutung. Zeitgenössische soziologische Analysen von E. Wright Bakke oder Mirra Komarovsky, die durchaus zu den ersten Männerstudien gezählt werden können, analysierten die Auswirkungen dieser »hard times« auf das männliche Selbstverständnis. Insgesamt zeigen Depression, New Deal und der Fokus auf den arbeitslosen Mann, wie Krisenempfinden, Familienstrukturen, Wirtschaftsordnung und Sozialpolitik innerhalb einer Geschlechtermatrix miteinander verschränkt sind. Schließlich zielte die Arbeitsbeschaffungspolitik des New Deal vorrangig auf Familienmänner, um dies nur an einem Punkt etwas zu konkretisieren. Dabei lässt der von der Soziologin und Geschlechterforscherin Mirra Komarovsky beschriebene und von uns im Folgenden präsentierte Fall der Familie Patterson erkennen, wie die Krise des einen durchaus als Chance der anderen hätte präsentiert werden können.

Literatur

John A. Garraty (1987), *The Great Depression. An Inquiry Into the Causes, Course, and Consequences of the Worldwide Depression of the Nineteen-Thirties, As Seen by Contemporaries and in the Light of History*, Garden City, NY.

Mirra Komarovsky (1973), *The Unemployed Man and His Family (1940)*, New York, S. 26–28, hier nach: Douglas Bukowski u.a. (Hg.) (1997), *America's History. Documents Collection*, Bd. 2., New York, S. 236–237:

Reaction to Unemployment and Relief. Prior to the depression Mr. Patterson was an inventory clerk earning from \$ 35 to \$ 40 a week. He lost his job in 1931. At the present time he does not earn anything, while his 18-year-old girl gets \$ 12.50 a week working in Woolworth's, and his wife has part-time work cleaning a doctor's office. Unemployment and depression have hit Mr. Patterson much more than the rest of the family.

The hardest thing about unemployment, Mr. Patterson says, is the humiliation within the family. It makes him feel very useless to have his wife and daughter bring in money to the family while he does not contribute a nickel. It is awful to him, because now »the tables are turned,« that is, he has to ask his daughter for a little money for tobacco, etc. He would rather walk miles than ask for carfare money. His daughter would want him to have it, but he cannot bring himself to ask for it. He had often thought that it would make it easier if he could have 25 cents a week that he could depend on. He feels more irritable and morose than he ever did in his life. He doesn't enjoy eating. He hasn't slept well in months. He lies awake and tosses and tosses, wondering what he will do and what will happen to them if he doesn't ever get work any more. He feels that there is nothing

to wake up for in the morning and nothing to live for. He often wonders what would happen if he put himself out of the picture, or just got out of the way of his wife. Perhaps she and the girl would get along better without him. He blames himself for being unemployed. While he tries all day long to find work and would take anything, he feels that he would be successful if he had taken advantage of his opportunities in youth and had secured an education.

Mr. Patterson believes that his wife and daughter have adjusted themselves to the depression better than he has. In fact, sometimes they seem so cheerful in the evening that he cannot stand it any more. He grabs his hat and says that he is going out for a while, and walks hard for an hour before he comes home again. That is one thing he never did before unemployment, but he is so nervous and jumpy now he has to do something like that to prevent himself from exploding.

Mrs. Patterson says that they have not felt the depression so terribly themselves, or changed their way of living so very much.

Changes in Husband-Wife Relations Since Loss of Employment. The wife thinks that it is her husband's fault that he is unemployed. Not that he doesn't run around and try his very best to get a job, but he neglected his opportunities when he was young. If he had a proper education and had a proper personality, he would not be in his present state. Besides, he has changed for the worse. He has become irritable and very hard to get along with. He talks of nothing else, and isn't interested in anything else but his troubles. She and her daughter try to forget troubles and have a good time once in a while, but he just sits and broods. Of course that makes her impatient with him. She cannot sit at home and keep him company, so that during the past couple of years she and her daughter just go out together without him. It isn't that they leave him out – he just isn't interested and stays at home.

Mr. Patterson insists that his child is as sweet as ever and always tries to cheer him up, but the tenor of his conversation about his wife is different. She does go out more with the daughter, leaving him alone. He cannot stand it, worrying so and having them so lighthearted. »When you are not bringing in any money, you don't get as much attention. She doesn't nag all the time, the way some women do,« but he knows she blames him for being unemployed. He intimates that they have fewer sex relations – »It's nothing that I do or don't do – no change in me – but when I tell her that I want more love, she just gets mad.« It came about gradually, he said. He cannot point definitely to any time when he noticed the difference in her. But he knows that his advances are rebuffed now when they would not have been before the hard times.

Quelle 9: Homosexualität im Kalten Krieg, 1950

Zu S. 138 im Buch

Der Kalte Krieg brachte in den USA eine massive innere Mobilisierung mit sich. Sie zielte nicht zuletzt auf eine stabile und eindeutig heterosexuelle Geschlechterordnung, und jedermann hatte sich deutlich und ohne Ambivalenzen zu positionieren. Die Kernfamilie war die einzig akzeptierte Lebensform, an die eine individuell-moralische wie kollektiv-politische Stabilität und die Fortexistenz des demokratisch-kapitalistischen Gesellschaftssystems gekoppelt waren. Während Kapitalismus und Demokratie mit Heterosexualität gleichgesetzt wurden, erschien Homosexualität als Pendant des Kommunismus. Die Argumentation lautete, der Kommunist wie der Homosexuelle seien Zeichen und Agenten der Verführbarkeit, Weichheit, Unfreiheit und Weiblichkeit – beide neigten dazu, sich führen zu lassen, anstatt selber zu führen. Im Februar 1950 fiel die Klage des Senators Joseph McCarthy, das Außenministerium sei von Kommunisten infiltriert, auf fruchtbaren Boden. Etwa zur selben Zeit wurden mehrere Dutzend Mitarbeiter des Außenministeriums wegen »homosexueller Umtriebe« entlassen. Rufe wurde laut, diese »sexual perverts«, die den Regierungsapparat durchdrängen, seien genau so gefährlich wie Kommunisten. Als schließlich Tausende solcher Fälle befürchtet wurden, veranlasste der Senat im Juni 1950 eine Untersuchung über die Beschäftigung von Homosexuellen in Regierungsbehörden. Der im Dezember 1950 veröffentlichte Bericht des entsprechenden Komitees illustriert plastisch, wie Männlichkeitsentwürfe, Loyalitätskonzepte, Sexualität, Politik und Gesellschaftsordnung ineinander griffen. Die Entlassungen aus dem Staatsdienst vervielfachten sich in den folgenden Jahren, und abweichende Sexualität war die vorrangige Begründung. Wir stellen im Folgenden einen Auszug aus dem Bericht vor.

Literatur

Kyle A. Cuordileone (2005), *Manhood and American Political Culture in the Cold War*, New York; David K. Johnson (2004), *The Lavender Scare. The Cold War Persecution of Gays and Lesbians in the Federal Government*, Chicago.

U.S. Senate (1950), *Employment of Homosexuals and Other Sex Perverts in Government*, Senate Document No. 241, 81st Cong., 2nd Sess. Washington, D.C., 3-10, hier nach Kathy Peiss (Hg.) (2002), *Major Problems in the History of American Sexuality. Documents and Essays*, Boston/ New York, 376-379:

In the opinion of this subcommittee h[o]mosexuals and other sex perverts are not proper persons to be employed in Government for two reasons; first, they are generally unsuitable, and second, they constitute security risks.

Overt acts of sex perversion, including acts of homosexuality, constitute a crime under Federal, State, and municipal statutes and persons who commit such acts are law violators. Aside from criminality and immorality involved in sex perversion such behavior is so contrary to the normal accepted standards of social behavior that persons who engage in such activity are looked upon as outcasts by society generally. The social stigma attached to sex perversion is so great that many perverts go to great lengths to conceal their perverted tendencies. This situation is evidenced by the fact that perverts are frequently victimized by blackmailers who threaten to expose their sexual deviations

Most of the authorities agree and our investigation has shown that the presence of a sex pervert in a Government agency tends to have corrosive influence upon his fellow employees. These perverts will frequently attempt to entice normal individuals to engage in perverted practices. This is particularly true in the case of young and impressionable people who might come under the influence of a pervert. Government officials have the responsibility of keeping this type of corrosive influence out of the agency under their control. It is particularly important that the thousands of young men and women who are brought into Federal jobs not be subjected to that type of influence while in the service of Government. One homosexual can pollute a Government office.

Another point to be considered in determining whether a sex pervert is suitable for Government employment is his tendency to gather other perverts about him. Eminent psychiatrists have informed the subcommittee that the homosexual is likely to seek his own kind because the pressures of society are such that he feels uncomfortable unless he is with his own kind. Due to this situation the homosexual tends to surround himself with other homosexuals, not only in his social, but in his business life. Under these circumstances if a homosexual attains a position in Government where he can influence the hiring of personnel, it is almost inevitable that he will attempt to place other homosexuals in Government jobs. [...]

The lack of emotional stability which is found in most sex perverts and the weakness of their moral fiber, makes them susceptible to the blandishments of the foreign espionage agent. It is the experience of intelligence experts that perverts are vulnerable to interrogation by a skilled questioner and they seldom refuse to talk about themselves. Furthermore, most perverts tend to congregate at the same restaurants, night clubs, and bars, which places can be identified with comparative ease in any community, making it possible for a recruiting agent to develop clandestine relationships which can be used for espionage purposes ...

Other cases have been brought to the attention of the subcommittee where Nazi and Communist agents have attempted to obtain information from employees of our Government by threatening to expose their abnormal sex activities. It is an accepted fact among intelligence agencies that espionage organizations the world over consider sex perverts who are in possession of or have access to confidential material to be the prime targets where pressure can be exerted. In virtually every case despite protestations by the perverts that they would never succumb to blackmail, invariably they express considerable concern over the fact that their condition might become known to their friends, associates, or the public at large. [...]

The subcommittee has attempted to arrive at some idea as to the extent of sex perversion among Government employees by obtaining information from the personnel records of all Government agencies and the police records of the District of Columbia ...

An individual check of the Federal agencies revealed that since January 1, 1947, the armed services and civilian agencies of Government have handled 4,954 cases involving charges of homosexuality or other types of sex perversion. It will be noted that the bulk of these cases are in the armed services as is indicated by the fact that 4,380 of the known cases in Government involved military personnel and 574 involved civilian employees. However, in considering these statistics it is pointed out that the incidents of homosexuality and other forms of sex perversion is usually higher in military organizations and other groups where large numbers of men (or women) live and work in close confinement and are restricted in their normal social contacts. [...] [O]f the total 4,380

military removals since January 1, 1947, 470 persons have been separated as the result of court martial and 3,910 have been separated by means other than general court martial [...]

It is significant to note that it was about April 1 of this year that the employment of sex perverts in Government was given widespread publicity as the result of preliminary studies by the Senate Appropriations Subcommittee. Shortly after that time records of persons arrested in the District of Columbia on charges of sex perversion were made available to various Government agencies and since that time there has been a marked increase in the number of cases handled by Government departments [...]

Under present procedures all applicants for Government positions are screened by the Civil Service Commission soon after their appointment. While these applicants are not subject to a so-called full field investigation, their fingerprints are checked against the files of the FBI to determine whether they have a prior arrest record, and other name checks are also made. As a result of this screening process, the Civil Service Commission is notified in the event the applicant has a police record of sex perversion; and, if such a record does exist, further investigation is conducted to determine the complete facts. A spot check of the records of the Civil Service Commission indicates that between January 1, 1947, and August 1, 1950, approximately 1,700 applicants for Federal positions were denied employment because they had a record of homosexuality or other sex perversion.

[...] However, it must be borne in mind that as a practical matter even the most elaborate and costly system of investigating applicants for Government positions will not prevent some sex perverts from finding their way into the Government service ...

Quelle 10: »Geschlecht/Sex/Sexe: M«? Geschlechtsumwandlung in den 1950er Jahren

Zu S. 158 im Buch

Im Winter 1952/53 stand Christine Jorgensen im Zentrum der medialen Aufmerksamkeit in den USA: »Ex-GI Becomes Blonde Beauty«, lautete der Aufmacher der New York Daily News am 1. Dezember 1952 über die Geschlechtsumwandlung des ehemaligen US-Soldaten George Wilhelm Jorgensen, Jr. Christine Jorgensen machte in den so sehr um Eindeutigkeit bemühten 1950er Jahren die Instabilität geschlechtlicher Definitionen und Zuschreibungen deutlich. Andererseits rekurrten sie, ihre öffentliche Darstellung und Rezeption auf klassische männliche wie weibliche Stereotype. Noch als George hatte sie als Soldat im Zweiten Weltkrieg gekämpft, und sie profitierte nach dem Krieg auch von Veteranenunterstützung durch die »G.I. Bill«, die wie kaum eine andere Maßnahme auf die Reetablierung männlicher Vormachtstellung in der US-Gesellschaft ausgerichtet war. Nach der Geschlechtsumwandlung war die öffentliche Repräsentation Christine Jorgensens von dem typischen weißen, femininen Glamour der 1950er Jahre dominiert. Die unten reproduzierte Aufnahme vom 5. April 1953 ist eins von vielen Fotos Jorgensens, die diesen Weiblichkeitsentwurf nicht nur abbildeten, sondern ihrerseits dazu beitrugen, ihn erst herzustellen. Der Presstext zu der Fotografie lautete wie folgt: »Attired in her chic Easter outfit, Christine Jorgensen, former GI transformed into a woman after a series of operations, leaves stage of the Adelphi Theater in New York City April 5 after appearing on the Arthur Murray (Dumont Network) Television Show on behalf of the Damon Runyon Cancer Fund. Christine is wearing a large picture straw hat, a gray flannel suit with matching calfskin bag and open toed pumps. She wears an orchid corsage.«

Literatur

Joanne Meyerowitz (2002), *How Sex Changed. A History of Transsexuality in the United States*, Cambridge, MA/ London.



Library of Congress, Washington, D.C.: New York World-Telegram & Sun Collection – BIOG:
Jorgensen, Christine.

Quelle 11: Afroamerikanische Männlichkeit in der radikalisierten Bürgerrechtsbewegung, 1968

Zu S. 67 im Buch

In der Mitte der 1960er Jahre begannen Teile der afroamerikanischen Bürgerrechtsbewegung, radikaler für ihre Interessen einzutreten. Immer mehr junge schwarze Männer und Frauen nahmen eine selbstbewusstere und offensivere Haltung ein. Sie definierten sich als schwarze Revolutionäre, die nicht um mehr Rechte in einer weiß dominierten, kapitalistischen Gesellschaft baten, sondern durch einen auch bewaffneten Kampf diese Gesellschaft als solche abschaffen und eine gänzlich neue Ordnung errichten wollten. Folgt man den männlichen Wortführern, so sollte diese neue Gesellschaftsordnung in einer hypermaskulinen Version der heteronormativen Geschlechterordnung gründen. Schwarze Revolutionäre wie Eldridge Cleaver oder George Jackson rückten den Topos ihrer »Entmännlichung« durch Sklaverei und Segregation in den Vordergrund ihrer Ausführungen. Die Wunden einer Jahrhunderte währenden, symbolischen wie tatsächlichen Kastration schwarzer Männer würden nur mit Hilfe der schwarzen Frau geheilt werden können: durch deren Huldigung und gleichzeitige Unterwerfung sowie durch die Anerkennung der patriarchalischen Position schwarzer Männer in Familie und Gesellschaft. 1968 verfasste Eldridge Cleaver, einer der Mitbegründer der »Black Panther Party«, das Buch »Soul on Ice«. Diese Sammlung autobiografischer Texte wurde zu einem Manifest der Bewegung. Es folgen Auszüge aus dem letzten Kapitel des Buches.

Literatur

Norbert Finzsch (1999), »Picking Up the Gun. Die Black Panther Party zwischen gewaltsamer Revolution und sozialer Reform«, in: *Amerikastudien/ American Studies* 44,2, S. 223–254; Norbert Finzsch (2003), »Gay Punk, White Lesbian, Black Bitch. Zur Konstruktion des schwarzen männlichen Revolutionärs durch die Black Panther Party, 1966 bis 1982«, in: Rainer Hering/Rainer Nicolaysen (Hg.), *Lebendige Sozialgeschichte. Gedenkschrift für Peter Borowsky*, Wiesbaden, 206–220.

Eldridge Cleaver (1999), *Soul on Ice* (1968), New York, 236–242:

To All Black Women, From All Black Men

Queen—Mother—Daughter of Africa
Sister of My Soul
Black Bride of May Passion
My Eternal Love

I greet you, my Queen, not in the obsequious whine of a cringing Slave to which you have become accustomed, neither do I greet you in the new voice, the unctuous supplications of the sleek Black Bourgeoise, nor the bullying bellow of the rude Free Slave—but in my own voice do I greet you, the voice of a Black Man. And although I greet you *anew*, my greeting is not *new*, but as old as the Sun, Moon, and Stars. And rather than mark a new beginning, my greeting signifies only my Return.

I have Returned from the dead. I speak to you now from the Here And Now. I was dead for four hundred years. For four hundred years you have been a woman alone, bereft of her man, a manless woman. For four hundred years I was neither your man nor my own man. The white stood between us, over us, around us. The white man was your man and my man. Do not pass lightly

over this truth, my Queen, for even though the fact of it has burned into the marrow of our bones and diluted our blood, we must bring it to the surface of the mind, into the realm of knowing, glue our gaze upon it and stare at it as at a coiled serpent in a baby's playpen or the fresh flowers on a mother's grave. It is to be pondered and realized in the heart, for the heel of the white man's boot is our point of departure, our point of Resolve and Return—the bloodstained pivot or our future. (But I would ask you to recall, that before we could come up from slavery, we had to be pulled down from our throne.)

Across the naked abyss of negated masculinity, of four hundred years minus my Balls, we face each other today, my Queen. I feel a deep, terrifying hurt, the pain of humiliation of the vanquished warrior. The shame of the fleet-footed sprinter who stumbles at the start of the race. I feel unjustified. I can't bear to look into your eyes. Don't you know (surely you must have noticed by now: four hundred years!) that for four hundred years I have been unable to look into your eyes? I tremble inside each time you look at me. I can feel ... in the ray of your eye, from a deep hiding place, a long-kept secret you harbor. That is the unadorned truth. Not that I would have felt justified, under the circumstances, in taking such liberties with you, but I want you to know that I feared to look into your eyes because I knew I would find reflected there a merciless Indictment of my impotence and a compelling challenge to redeem my conquered manhood.

My Queen, it is hard for me to tell you what is in my heart for you today—what is in the heart of all my black brothers for you and all your black sisters—and I fear I will fail unless you reach out to me, tune in on me with the antenna of your love, the sacred love in ultimate degree which you were unable to give me because I, being dead, was unworthy to receive it; that perfect, radical love of black on which our Fathers thrived. Let me drink from the river of your love at its source, let the lines of force of your love seize my soul by its core and heal the wound of my Castration, let my convex exile end its haunted Odyssey in your concave essence which receives that it may give. Flower of Africa, it is only through the liberating power of your *re*-love that my manhood can be redeemed. For it is in your eyes, before you, that my need is to be justified. Only, only, only you and only you can condemn or set me free.

[...] Black Beauty, in impotent silence I listen, as if to a symphony of sorrows, to your screams for help, anguished pleas of terror that echo still throughout the Universe and through the mind, a million scattered screams across the painful years that merged into a single sound of pain to haunt and bleed the soul, a white-hot sound to char the brain and blow the fuse of thought, a sound of fangs and teeth sharp to eat the heart, a sound of moving fire, a sound of frozen heat, a sound of licking flames, a fiery-fiery sound, a sound of fire to burn the steel out of my Balls, a sound of Blue fire, a Bluesy sound, the sound of dying, the sound of my woman in pain, *the sound of my woman's pain*, THE SOUND OF MY WOMAN CALLING ME, ME, I HEARD HER CALL FOR HELP, I HEARD THAT MOURNFUL SOUND BUT HUNG MY HEAD AND FAILED TO HEED IT, I HEARD MY WOMAN'S CRY, I HEARD MY WOMAN'S SCREAM, I HEARD MY WOMAN BEG THE BEAST FOR MERCY, I HEARD HER BEG FOR ME, I HEARD MY WOMAN BEG THE BEAST FOR MERCY FOR ME, I HEARD MY WOMAN DIE, I HEARD THE SOUND OF HER DEATH, A SNAPPING SOUND, A BREAKING SOUND, A SOUND THAT SOUNDED FINAL, THE LAST SOUND, THE ULTIMATE SOUND, THE SOUND OF DEATH, ME, I HEARD, I HEAR IT EVERY DAY, I HEAR HER NOW ... I HEAR YOU NOW ... I HEAR YOU. ... I heard you then ... your scream came like a searing bolt of lightning that blazed a white streak down my black back. In a cowardly stupor, with a palpitating heart and quivering knees, I watched the Slaver's lash of death slash through the opposing air and bite with teeth of fire into your delicate flesh, the black and tender flesh of African Motherhood, forcing

the startled Life ultimately from your torn and outraged womb, the sacred womb that cradled primal man, the womb that incubated Ethiopia and populated Nubia and gave forth Pharaohs unto Egypt, [...]

O, My Soul! I became a sniveling craven, a funky punk, a vile, groveling bootlicker, with my will to oppose petrified by a cosmic fear of the Slavemaster. Instead of inciting the Slaves to rebellion with eloquent oratory, I soothed their hurt and eloquently sang the Blues! Instead of hurling my life with contempt into the face of my Tormentor, *I shed your precious blood!* When [the rebellious slave] Nat Turner sought to free me from my Fear, my Fear delivered him up unto the Butcher—a martyred monument to my Emasculation. My spirit was unwilling and my flesh was weak. Ah, eternal ignominy!

I, the Black Eunuch, divested of my Balls, walked the earth with my mind locked in Cold Storage. I would kill a black man or woman quicker than I'd smash a fly, while for the white man I would pick a thousand pounds of cotton a day. [...] No Slave should die a natural death. There is a point where Caution ends and Cowardice begins. Give me a bullet through the brain from the gun of the beleaguered oppressor on the night of siege. Why is there dancing and singing in the Slave Quarters? A Slave who dies of natural causes cannot balance two dead flies in the Scales of Eternity. Such a one deserves rather to be pitied than to be mourned.

Black woman, without asking how, just say that we survived our forced march and travail through the Valley of Slavery, Suffering, and Death—there, that Valley beneath us hidden by that drifting mist. Ah, what sights and sounds and pain lie beneath that mist! And we had thought that our hard climb out of that cruel valley led to some cool, green and peaceful, sunlit place—but it's all jungle here, a wild and savage wilderness that's overrun with ruins.

But put on your crown, my Queen, and we will build a New City on these ruins.